

Nr. 293 | Bydgoszcz / Bromberg, 23. Dezember | 1937

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

Urheberschutz für den Eden-Verlag, Berlin.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Cecil Cashman — er trug seit seiner Adoption den Namen seines Wohltäters — war ein magerer, hoch aufgeschossener Mensch von zwanzig Jahren mit sehr hellem Haar und einem hochmütigen Gesichtsausdruck, den seine Bekannten unausstehlich fanden. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er damit, in einem starken Rennwagen über Land zu fahren und Cocktailparties zu besuchen, — kurz: sich so zu benehmen, wie es sich nach seiner Ansicht für einen reichen jungen Mann schickte. Müßiggang und mehr Geld, als gut für ihn war, verdarben sehr bald seinen ohnehin ziemlich schwachen Charakter. Er stand soeben in erregtem Gespräch mit seinem Pflegevater in der reich ausgestatteten Bibliothek von Dene Close, als ein Diener eintrat und Mr. Grindley anmeldete.

„Was will er denn von mir?“ fragte Sir Joseph unwillig. Trotz seines Reichtums hatte er immer noch Schwierigkeiten mit der Sprache.

„Er wünscht Sie zu sprechen, Sir,“ sagte der Lakai unterwürfig. „Es sei dringend.“

Cashman runzelte die Stirn.

„Hm. — Dann wirds wohl am besten sein, wenn ich ihn anhöre. Lassen Sie 'n rein!“

Mit einer Verbeugung entfernte sich der Diener. Sir Joseph wandte sich an den käsebleichen Jüngling, der neben dem Schreibtisch stand.

„Geh raus, Cecil. Wir sprechen uns nachher noch.“

„Mach nicht zu lange!“ erwiderte Cecil mürrisch. „Ich muß um fünf in London sein, — ohne Geld kann ich nicht hin.“

„Dann bleib zu Hause! — Ich habe dir doch erst vor vierzehn Tagen hundert Pfund extra gegeben! Mehr kriegst du nicht!“ Mit einer heftigen Bewegung öffnete Sir Joseph den silbernen Kasten auf seinem Schreibtisch, nahm sich eine Zigarre heraus, biß die Spitze ab und setzte sie in Brand.

„Los! Mach, daß du wegkommst! Ich will mit Grindley allein sein!“

Cecil wollte etwas erwidern, besann sich aber eines Besseren und schlenderte zur Tür. Bevor er hinausging, drehte er sich noch einmal um.

„Ich komme zurück, wenn der alte Kerl wieder weg ist. — Hoffentlich bleibt er nicht zu lange.“

Er hatte das Zimmer kaum verlassen, als Mr. Grindley eintrat. Sein gelbliches Gesicht hatte ein wenig Farbe bekommen. Er atmete heftig. Von seinem Hause bis nach Dene Close war ein ziemlich langer Weg, und er war zu Fuß gegangen.

„Tag Grindley“, grüßte Sir Joseph ohne besondere Wärme.

Grindley ließ sich in einen Sessel fallen und wischte sich über das feuchte Gesicht.

„Ich brauche deinen Rat, Cashman. Heute morgen hat mich Jarvis besucht, und — jetzt ist er tot.“

Sir Joseph zuckte die Schultern.

„Was geht mich das an? — Ich hab es längst vorausgesehen. Der Kerl hat zu gut gegessen, viel zu viel getrunken . . .“

„Er ist nicht auf natürliche Art gestorben,“ unterbrach ihn Mr. Grindley. „Er wurde ermordet!“

Sir Joseph fiel die Zigarre, die er soeben zum Munde führte, aus der Hand. Funken sprühten über die Schreibtischplatte.

„Ermordet!?“ Seine Stimme klang scharf. „Wie? Wann?“

„Er wurde erdolcht, heute vormittag, in meinem Gartenhaus.“

Argwöhnisch blickte ihn der andere an.

„Willst du dir einen Spaß mit mir erlauben?“

„Seh ich so aus?“ fauchte der Alte. „Glaubst du, ich mache den weiten Weg zu Fuß, um dir Witze zu erzählen?“ Das schwammige Gesicht des andern wurde fahl.

„Jarvis muß 'ne Menge Feinde gehabt haben,“ murmelte er. „Er hatte seine Hände in allerhand schmutzigen Geschäften.“

„Ich bin noch nicht am Ende,“ unterbrach ihn Mr. Grindley. „Auf den Tisch, an dem er tot aufgefunden wurde, war ein roter Kreis gemalt.“

Mit einem Fluch sprang Sir Joseph auf.

„Ein Kreis?“ Seine Stimme klang unnatürlich schrill. „Du lügst, Grindley! Du willst mir bloß'n Schreck einjagen!“ . . .

„Red keinen Unsinn! — Ich bin ein alter Mann, aber kindisch bin ich noch lange nicht. Was ich sage, ist die reine Wahrheit, Cashman.“

„Großer Gott! Das ist doch unmöglich!“ Mit kurzen, hastigen Schritten durchmaß der andere das Zimmer. „Nach dieser langen Zeit . . .“

Mr. Grindleys Zähne traten in einem höhnischen Grinsen zutage. Im Augenblick vergaß er in dem Vergnügen über die Aufregung seines Gefährten ganz die eigene Angst. „Ich hatte zuerst denselben Gedanken, wie du, aber ich habe jetzt die Überzeugung gewonnen, daß es mit dem Mord eine andere Bewandtnis hat,“ sagte er endlich und begann, in schnellen Worten von dem Zeichen am Tor und dem Drohbrief zu berichten. Je weiter er kam, desto größer wurde Sir Josephs Aufregung.

„Es ist kein Zweifel möglich,“ stieß er hervor, als Mr. Grindley geendet hatte. „Ich dachte, das wäre alles längst vergessen und abgetan.“

„Das dachte ich auch. — Was sollen wir jetzt beginnen, Cashman? Wir wollen uns nichts vormachen, — wir schweben beide in Gefahr. Jarvis ist erledigt, jetzt hat man es auf mich abgesehen, und dann kommst höchstwahrscheinlich du an die Reihe.

Sir Joseph unterbrach seine Wanderung und blieb am Schreibtisch stehen. Eine Weile starrte er mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin, dann drehte er sich nach dem Alten um.

„Es wundert mich, daß du die Bedeutung des Kreidezeichens an deiner Tür nicht sofort erraten hast," sagte er langsam.

„Ich dachte überhaupt nicht mehr, — du weißt ja, woran," erwiderte der andere unwirsch. „Ich glaubte, ein Lausejunge aus dem Dorf hätte mir einen Streich gespielt, — sie ärgern mich, wo sie nur können! Ich bin im Ort nicht gerade beliebt.

„Kannst du dir nicht denken, wer dahinter steckt?"

Der Alte zuckte die Achseln.

„Glaubst du, ich würde meine Zeit mit Besuchen bei dir verschwenden, wenn ich's wüßte?" fragte er gehässig.

„Wreyham kann es jedenfalls nicht sein! Der ist so sicher tot, wie wir leben." Er sah den andern bedeutungsvoll an. „Aber es muß jemand sein, der über die ganze Sache genau Bescheid weiß."

„Wreyham hatte Freunde und Verwandte", sagte Sir Joseph vor sich hin und fuhr mit der Zunge nervös über die Lippen. „Was ist aus ihnen geworden?"

„Das weiß der Teufel! Er war doch verheiratet und hätte einen Sohn?"

Cashman nickte nachdenklich.

„Ja, — der Sohn war damals achtzehn Jahre alt. — Er müßte also jetzt — achtunddreißig sein. Vielleicht steckt er dahinter."

„Jeder kann dahinter stecken, der mit Wreyham in Verbindung gestanden hat," knurrte Mr. Grindley." Aber es hat keinen Sinn, Vermutungen anzustellen! Es gilt jetzt einzig und allein, uns selbst zu schützen."

„Wir könnten die Polizei . . ." begann Sir Joseph, als ihm der andere mit einem Fluch das Wort abschnitt.

„Polizei!" höhnte er. „Bist du verrückt, Cashman? Wenn wir der Polizei die Sache erzählen, kriegen wir erst einmal eine Anklage wegen Mord auf den Hals!"

„Ich hoffe, du hältst mich nicht für ganz verrückt, Grindley. Wer sagt, daß wir den wahren Sachverhalt erzählen sollen? Wir können eine Geschichte erfinden, die den Herren glaubhaft erscheint!" —

Mr. Grindleys Augen verengten sich. Dann meinte er mit einem Kopfnicken: „Keine schlechte Idee, Cashman! Denkst du schon an etwas Bestimmtes?"

Sir Joseph nahm sich eine neue Zigarre und setzte sie in Brand; einige Minuten lang ging er schweigend auf und ab, dann hob er plötzlich den Kopf.

„Ich glaube, ich hab's. Darauf müßten sie eigentlich hineinfallen."

Eine halbe Stunde lang redete er eifrig auf Mr. Grindley ein. Dieser hörte ihm aufmerksam zu, wobei er ab und zu eine Zwischenbemerkung machte. Bald darauf verabschiedete er sich. Als er durchs Zimmer schritt, war sein Gang aufrechter und seine Miene zuversichtlicher als bei seiner Ankunft in Dene Close . . .

Als er die Bibliothek verließ, richtete sich hinter der zweiten Tür die lange Gestalt Cecil Cashmans aus gebückter Stellung auf. Während sich der junge Mann leise entfernte, spielte ein eigentümliches Lächeln um seine Lippen . . . Das Ohr am Schlüsselloch, hatte er die ganze Unterredung belauscht, jetzt hatte er genügend Stoff zum Nachdenken.

VIII.

Helen Kenton.

Die alte Dame, die an der großen Verandatür des Weißen Hauses stand und den Blick über die Rasenflächen hinweg in den Garten schweifen ließ, war früher sicherlich schön gewesen. Noch jetzt verrieten ihre dunklen Augen, die wohlgeformte Nase und der kleine Mund Spuren einstiger Schönheit, wenn auch ihr Haar ergraut und ihr Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war. Ein liebliches Bild bot sich ihren Blicken. Hinter dem kurzgeschorenen Rasen wucherte dichtes Gebüsch, überschattet von mächtigen Bäumen. Jetzt waren deren Äste kahl, der Herbst hatte die Blätter herabgeweht. In den gepflegten Rabatten standen Gruppen von Chrysanthemen in üppiger Fülle.

Helen Kenton sah wenig von der Pracht, die vor ihren Augen lag. Ihre Gedanken weilten in längst vergangenen Zeiten.

Mit einem leichten Seufzer wandte sie sich schließlich um, schritt durchs Zimmer zum Kamin und nahm sich aus einem silbernen Kästchen, das auf dem Teetisch stand, eine Zigarette.

Helen Kenton war eine hochgewachsene Frau, aber schlank und mit zierlichen Gelenken. Ihr Gesicht trug einen Ausdruck, den viele Menschen „hart" genannt hätten. Dies Urteil aber fällten nur die, die Helen Kenton noch nicht lächeln gesehen hatten. Wenn sie ruhig blickte, waren ihre Mienen freilich herb und verschlossen, — eine Folge von Erlebnissen, die sie nie vergessen konnte.

Wenn sie aber lächelte — was sehr selten geschah — wurde sie eine andere. Die Augen verloren ihren strengen Blick und wurden mild, die bitteren Falten um ihre Mundwinkel verschwanden, ja, unerwartet erschienen zwei Grübchen in ihren Wangen. Sie schien sich um Jahre zu verjüngen.

Geschmackvoll war der Raum eingerichtet, über den sie jetzt nachdenklich die Blicke gleiten ließ. Kein Mißklang störte. Tapeten und Bezüge waren in gedämpften Farben gehalten: eine Harmonie von lichtem Grün und Rostbraun. Überall standen Vasen mit großen Sträußen weißer und gelber Chrysanthemen.

Hier gab es keine übermodernen Stahlmöbel, keine Mißschöpfungen von Kubistengehirnen: einladende, tiefe Polsterstühle und breite Ottomanen bildeten die Einrichtung. In der blanken Politur der Möbel spiegelten sich die Flammen des Kaminfeuers und verbreiteten eine Atmosphäre von Behaglichkeit.

Den Arm auf den breiten Kaminsims gestützt, den rechten Fuß auf dem Bronzegitter, starrte Mrs. Kenton in die Flamme. Was sie sah, konnte nur sie selbst sagen; ihr Gesicht glich in seiner Ruhe und Ausdruckslosigkeit einer Maske.

Das Geräusch der leise geöffneten Tür weckte sie aus ihren Träumereien. Sie hob den Kopf. Auf ihrem Gesicht erschien jenes seltene, wundervolle Lächeln.

„Hallo — Jack!" begrüßte sie ihren Sohn. „Wieder da?" Er nickte, durchquerte den Raum und ließ sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl fallen.

„Mutter, — es ist etwas Entsetzliches passiert! — Heute morgen — wurde in Grindleys Garten jemand ermordet! . . ."

„Ich weiß," fiel sie ihm unbewegt ins Wort.

„Du weißt schon?" Er starrte sie überrascht an. „Woher hast du es erfahren?"

Mit einer ungeduldigen Bewegung schnippte sie die Asche ihrer Zigarette in das Kaminfeuer.

„Man hat es mir erzählt. Ich glaube, einer von den Dienstboten. — Jarvis ist der Tote, nicht wahr?"

Jack nickte.

„Ja. Man fand ihn erstochen in Grindleys Gartenhaus".

Seine Mutter lächelte, — aber das Lächeln war ein anderes geworden als das, mit dem sie ihren Sohn begrüßt hatte. Es war hart und erbarmungslos und zeigte nur kalte, grimmige Genugtuung.

„Er hat erhalten, was er verdiente, „murmelte sie. „Wann wird Grindley und Cashman ihr Schicksal ereilen?" Sie warf die halb zu Ende gerauchte Zigarette ins Feuer und entzündete hastig eine neue.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn!" sagte sie vor sich hin. „Das lernten wir, als wir klein waren. Es gilt heute ebenso wie zur Zeit unserer Väter."

„Für Mord gibt es keine Rechtfertigung!" wandte Jack ein.

Sein Gesicht war ein wenig bleich.

„War es Mord, Arthur Jarvis zu töten?" fragte sie hart.

„Wäre es Mord, Ralph Grindley und Joseph Cashman das Leben zu nehmen? — Ich sage: nein!"

„Wer Menschenblut vergießt, ist ein Mörder," begann er, aber sie brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

„Diese drei sind keine Menschen! — Schmarotzer in Menschengestalt, wenn du willst, skrupellose Teufel, die ihren Mitmenschen das Blut aussaugen! Ihr einziges Streben geht dahin, Geld zusammenzuraffen, — nicht um sich und andere damit zu erfreuen, sondern nur, weil es eben — Geld ist. Das ist der Gott, zu dem sie beten. — Die Welt von solchen Ungeheuern zu befreien, mag vom Standpunkt des Gesetzes aus Mord sein, — für mich wäre es ein Akt der Gerechtigkeit!" —

Jack rückte unbehaglich im Stuhl hin und her. — Die Mutter hatte offenbar wieder einmal eine Stimmung, in der nicht mit ihr zu reden war.

„Mutter, ich weiß, daß wir keine Veranlassung haben, diese Männer zu lieben, — aber es ist entsetzlich, einen Menschen zu töten, ohne ihm eine Chance zu geben..."

„Hat er jemals einem andern eine Chance gelassen? — Ließ er sie deinem Vater? Jack, du weißt, daß er es nicht tat, ebenso wenig wie seine Helfershelfer."

In ihren Augen stand ein harter Glanz. Zwei rote Flecke auf ihren blassen Wangen zeigten, daß sie in Hitze geraten war.

Der Eintritt des Dieners hinderte Jack an der Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte. Beide schwiegen, während jener den Kredenzwagen herbeirollte und die Tassen bereitstellte.

„Ich danke Ihnen, Hull," sagte Mrs. Kenton mit ruhiger Stimme. Nichts verriet, wie aufgeregt sie soeben gewesen war.

Der bejahrte Diener gestattete sich ein Lächeln.

„Ich hoffe, Sie haben alles, was Sie brauchen, Madame. — Bitte klingeln Sie, wenn Sie noch etwas benötigen."

Helen nickte.

Er verließ den Raum mit lautlosen Schritten. Jack stieß einen kleinen Seufzer der Erleichterung aus, während er zusah, wie sich seine Mutter mit anmutigen Bewegungen am Teetisch zu schaffen machte. Er war dankbar für die Unterbrechung des Gesprächs, denn er spürte kein Verlangen, weiter über einen Gegenstand zu diskutieren, den sie schon unzählige Male behandelt hatten. Auch wünschte er nicht, das bestätigt zu hören, was er im innersten Herzen befürchtete.

„Hast du nicht heute mit Eve gesprochen?" fragte Mrs. Kenton, während sie ihm die Tasse reichte.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, heute nicht. — Das letzte Mal sahen wir uns gestern abend."

„Sie wird jetzt wahrscheinlich viel auszustehen haben," meinte sie, während sie sich Zucker nahm. „Grindley wird, nach dem, was geschehen ist, sehr böser Laune sein."

„Ist er jemals in einer andern?"

„Nein, — aber jetzt wird er noch unerträglicher sein als sonst."

Sie griff nach einem silbernen Messer und begann, geschickt einen Kuchen zu zerteilen.

„Warum hält das Mädchen nur bei ihm aus?"

Jack zuckte die Schultern.

„Das ist auch mir ein Rätsel," sagte er. „Ich habe sie angefleht, ihn zu verlassen und mich zu heiraten. Aber sie will nichts davon wissen. Gestern nahm sie mir sogar das Versprechen ab, nie mehr darüber zu reden."

„Eigenartig!" murmelte Mrs. Kenton vor sich hin. „Ich hatte angenommen, sie würde mit beiden Händen nach einer Gelegenheit greifen, von dort wegzukommen."

„Ich glaube, da stimmt etwas nicht, Mutter. „Jack nahm sich ein Stück Kuchen. „Ich bin überzeugt, der Schuft hat sie irgendwie in seiner Gewalt. Denn daß sie unglücklich ist, darüber gibt es keinen Zweifel.

„Wahrscheinlich hast du recht, Jack."

Sie sprang plötzlich auf ein anderes Thema über und sprach während des Tees nur noch über Unpersönliches. Als Hull abgeräumt hatte, verabschiedete sich Jack von ihr und ging die Treppe hinauf in sein eigenes Zimmer.

Er schloß hinter sich ab, zog einen Stuhl ans Fenster, setzte sich und überließ sich seinen trüben Gedanken.

Eve Hattons seltsames Verhalten bereitete ihm Kummer, doch im Augenblick bedrückte ihn ein viel schwereres Problem.

Lange saß er so und starrte reglos in das Halbdunkel des Oktoberabends; — es war schon ganz finster, als er sich erhob. Er dehnte sich und zündete sich eine Zigarette an.

Dann machte er Licht. Im hellen Schein der Deckenlampe sah sein Gesicht bleich und erschöpft aus. — Vergeblich hatte sich sein Verstand gegen die fürchterlichen Gedanken gewehrt, die ihn seit dem Tode Arthur Jarvis ununterbrochen verfolgten. Ja, die Möglichkeit, an die er immer denken mußte, hatte sich sogar noch verstärkt. — Nun hing sie wie eine dunkle Wolke über dem Weißen Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Ursula schreibt ans Christkind.

Von Hans Thyriot.

Ja, das ist nun so in diesen Wochen: eines Tages kommt der Vater nach Hause, hat den Kopf voll mit schwierigen und ernsthaften Gedanken und ist ganz erstaunt, auf seinem Schreibtisch zwischen allerhand wichtiger und unwichtiger, aber jedenfalls geschäftlicher Post einen Brief vorzufinden, der entschieden nicht für ihn bestimmt ist, denn auf dem Umschlag steht in großen und etwas zittrigen Buchstaben, so wie man sie ungefähr in der zweiten Klasse zu malen pflegt: An das Christkind, im Himmel. Punkt.

Der Punkt scheint ein Klecks zu sein, aber soviel wird dem erstaunten Vater in seinen ernsthaften und vorerst gar nicht himmlischen Gedanken klar, daß dies unfehlbar die Handschrift seiner kleinen Tochter Ursula ist, und daß außerdem der Brief mit der postalisch so überaus klaren Anschrift nicht von ungefähr auf seinen Schreibtisch gekommen sein kann...

Er nimmt also den Schrieb, dreht ihn hin und her, beschnuppert ihn auch mal und guckt sich um: aber Ursula, die ihm vorhin mit einem so verschmitzten und geheimnisvollen Gesicht die Tür aufgemacht hat, als er nach Hause kam, ist einstweilen unsichtbar und hat sich zu Mutti in die Küche gemacht, um den Vater bei dieser unvermuteten und weihevollen ersten Begegnung mit den himmlischen Mächten diskret allein zu lassen...

Na, der Vater ist ja inzwischen ein bißchen nachdenklich geworden: er hat sich auf seinen Stuhl gesetzt, und es ist ihm auf einmal und gewissermaßen greifbar eingefallen, daß so in noch nicht drei Wochen, schlecht gerechnet, Weihnachten sein muß. Wer hätte das gedacht. Und siehe, dieser Brief hier ist nicht mal zugeklebt; an Spucke pflegt es — mit Verlaub — seiner Tochter Ursula sonst nicht zu mangeln, also steckt am Ende was dahinter, und der gute Vater macht sich nun wahrhaftig kein Gewissen daraus (wegen Verletzung des Briefgeheimnisses und solcher Sachen) — das Schreiben behutsam zu öffnen.

Sieh mal einer an: „Königsberg", steht da, „den soundsovielten ..." schön und gut, aber dann heißt es gleich, wo sonst meist „Sehr geehrter Herr" steht —: „Liebes Christkind!" Und dann ist da alles zusammengetragen und vertrauensvoll abgeladen worden, was die Tochter Ursula sich so seit ihrem letzten (siebten) Geburtstag ausgedacht hat in ihrem kleinen Herzen und Gemüt. Der Vater, mit großen Augen den etwas krakeligen Buchstaben folgend, liest ja nun auch allerhand, was offenbar nicht bloß allein für das Christkind zu wissen wichtig und nützlich ist, als zum Beispiel, daß dem armen Bullyhund leider, leider schon vor einiger Zeit das linke Schlappohr abgegangen ist, was der gute Onkel Doktor bis heute noch nicht wieder heilzumachen imstande war. Daß ferner Ursulas Puppenwägelchen sehr dringend eines neuen Verdecks bedürfe, sintemalen das alte beklagenswerter Weise nicht nur entsetzlich schmutzig, sondern auch ziemlich kaputt sei. (Und auch dieser Schaden ist nicht etwa erst von gestern!) Ja, und dann hat doch die kleine Ursula neulich auf dem Heimweg in einem bestimmten Schaufenster so ein süßes Baby im Körbchen gesehen, ein ganz winziges, aber mit „zuen" Augen und mit einem richtigen Milchfläschchen und alles ganz in rosa...

Ursula ist schon viele Nachmittage daran vorbeigegangen und hat geguckt und sich davon überzeugt, ob es nicht am Ende vom Christkind schon abgeholt wäre.

Ja, das alles liest der Vater mit Staunen und auch mit einem gerührten, kleinen Lächeln — „Viele Grüße" liest er zum Schluß, „Deine Ursula". (Punkt.)

Da macht der Vater, der inzwischen Ursulas Stimme von der Küche her sich nähern hörte, den Brief behutsam wieder zu und steckt ihn, ohne dies für Unterschlagung zu halten, in die Brusttasche, links überm Herzen, und beschließt, mit einem ebenso verschmitzten und geheimnisvollen Lächeln (wie Ursula vorhin) sich zu Tisch zu setzen und so zu tun, als ob er außer etlichen Geschäftsbriefen rein gar nichts auf seinem Schreibtisch gefunden hätte. Hernach aber, wenn die kleine Ursula sich wieder davongemacht hat, wird er ja wohl mit Mutti über die zweckmäßige Weiterbeförderung des himmlischen Schriftstückes ein ernstes Wort reden müssen.

Der Hausierer.

Von Robert Seitz.

Am frühen Nachmittag waren die Kinder nach Hause gekommen und hatten erzählt, daß sie dem heiligen Nikolaus auf der Landstraße begegnet wären. Es war am Tage vor Weihnachten, ein dichter Schnee war gefallen und hatte das Land in jene weiße Pracht gehüllt, in die jedes Kind um die gepriesene Weihnachtszeit seine Umwelt gebettet sehen möchte.

Die Kinder hatten, jedes in seiner Art, den aufregenden Bericht erstattet, das Älteste, ein Mädchen, schon mit gesetzteren Worten, das mittlere, ein Knabe, übersprudelnd und lärmend, das kleinste, wieder ein Mädchen, stotternd und halbwegs verängstigt. Die Mutter beruhigte die Aufgeregten und wandte sich wieder in Hast ihrer Arbeit zu: die Küche war noch zu säubern, das Essen für den Mann, der noch auf Arbeit war, bereitzustellen. Dann, als dieses getan, mußte die Frau sich beeilen, um rechtzeitig in der Gutsküche zu sein, wo sie zu helfen hatte. Sie ermahnte die Kinder, die Lampe nicht umzuwerfen und die Haustür verschlossen zu halten. Wenn der Vater nach Hause käme, würde er ihnen den kleinen Tannenbaum anzünden und vielleicht hätte er sogar eine Handvoll Pfeffernüsse in der Tasche.

Die Kinder saßen dicht aneinander gedrängt auf der Fensterbank, besprachen noch immer die seltsame Begegnung auf der Landstraße, preßten die Gesichter an die Scheibe und erwarteten, daß der heilige Mann auch den Weg zu ihnen finden würde.

„Er hatte eine Krone auf", sagte die Jüngste. — „Es war eine graue Mütze", widersprach der Knabe. Sie stritten darüber, pufften sich und schubsten, so daß die Größere Mühe hatte, sie zu beschwichtigen. Derart miteinander beschäftigt, übersahen sie den Mann, der nun vor der verschlossenen Tür stand. Erst als er mit zögerndem Schlag anpochte, fuhren die Kinder aus ihrem nun schon übermütigen Zwist auf, starrten sich an und zitterten vor Furcht und Neugier. Als es zum dritten Mal klopfte, faßte der Knabe sich ein Herz, lief an die Tür und drehte am Schlüssel. Die ältere Schwester war ihm zaudernd nachgekommen, in heftigem Widerstreit mit dem Verbot der Mutter. Das jüngste Kind aber rührte sich nicht von der Bank. Plötzlich schrie es erschrocken auf, der Bruder hatte die Tür geöffnet und im Rahmen stand kein geringerer als der heilige Nikolaus. Zwar trug er keine Krone und keinen kostbaren Mantel, auch hatte er keine prallen Säcke über die Schulter gehängt, er war nicht viel anders als der Vater gekleidet, aber was ihn aus aller irdischen Welt heraushob, war der lange weiße Bart, der bis zu dem verschlossenen Kasten reichte, den der Heilige an einem Lederriemen vor sich hertrug.

„Die Eltern sind wohl nicht zu Hause?" fragte der Heilige seufzend. — „Nein", antwortete der Knabe, „aber du darfst hereinkommen, wir waren auch immer artig." — Der Mann mit dem weißen Bart sah ihn betroffen an. Dann wandte er den Blick zu der Kleinen, die sich inzwischen gefaßt hatte und ihn neugierig und erwartungsfroh betrachtete. „Weihnachtsmann", stammelte sie glücklich.

Der Alte war verlegen geworden, er begriff, für wen er gehalten wurde, strich sich unruhig den Bart und fand keine Erwiderung. Es war eine tiefe Stille eingetreten, die Kinder wagten nicht einmal mehr zu atmen. Der Mann stand in großer Nachdenklichkeit da. Auf einmal jedoch fragte er, wie aus einer weiten Vergangenheit: „Könnt ihr beten?" — Der Junge kam der kleinen Schwester zuvor und betete: „Trommeln, Pfeifen und Gewehr." — „Es ist gut", sagte der Alte. Da nahm ihn das große Mädchen treuherzig an die Hand und erwiderte: „Da drinnen steht unser Bäumchen." — Er folgte ihr schweigend und sie gingen zu viert in die Stube. Auf dem Tisch stand ein runder Tannenbaum, der als einzigen Schmuck fünf bunte Lichter trug. „Für jeden von uns eins", erklärte das Mädchen. — Der alte Mann hatte die Hände ineinandergelegt. „Ich will nun die Lichter anzünden", sagte er dann leise. Er schickte die Kinder in die Küche, und während die Kleinen dort atemlos tuschelten, öffnete er seinen Kasten, und zwischen Knöpfen, Nadeln und vielerlei Kleinkram suchte er bunte Bänder hervor, die er zum Verkauf von Haus zu Haus trug, nahm diese gelben und roten, diese blauen und grünen und knüpfte sie in die Zweige, bis die Tanne über und über geschmückt war, und er legte aus seinem armseligen Vorrat drei Dinge unter den Baum: einen Fingerhut und eine Haarspange für die Mädchen, und weil er für den Knaben nichts Besseres fand, tat er einen Bleistift dazu mit blecherner Hülse. Mehr hatte er nicht.

Einen Augenblick stand er reglos, den Kopf gesenkt, dann öffnete er die Tür, und als die Kinder über den bunten Baum in Jubel ausbrachen, verließ er leise das Haus und verschwand in die große weiße Stille des Heiligen Abends.



Bunte Chronik



Keulenschläge aus Vaterlandsliebe.

Ein merkwürdiger Strafantrag wurde dieser Tage gegen einen amerikanischen Sportlehrer in Newyork gestellt. Zu den Zöglingen des Sportlehrers gehörten einige junge Männer, die brennend gern zum Heer gegangen wären. Ihre Körperlänge war aber zu ihrem größten Leidwesen wenige Zentimeter hinter dem Mindestmaß zurückgeblieben, das in der amerikanischen Armee für Rekrutenanwärter vorgeschrieben ist. In dieser schwierigen Lage kam der Sportlehrer auf eine glänzende Idee. Er nahm eine Keule, wie sie beim Keulenturnen gebraucht wird und schlug damit die jungen Leute unmittelbar vor der Musterung so heftig auf den Kopf, daß sich eine mehrere Zentimeter hohe Beule bildete. Zwei von den so plötzlich „Emporgewachsenen" wurden auch tatsächlich als tauglich erklärt. Aber schon wenige Tage nach ihrer Einziehung kam der ganze Schwindel heraus, da die Beule natürlich nicht den ganzen Militärdienst hindurch ihre kräftige Schwellung beibehielt. Jetzt muß sich der Sportlehrer vor den amerikanischen Gerichten wegen allzu großer Vaterlandsliebe verantworten.



Lustige Ecke



Streit vor dem Schalter.



Dame: „Ich kam zuerst!"
Herr: „Auf die Welt, ja — aber nicht hierher!"

*

Aus einem Geschäftsbrief.

„ . . . und dann schicken Sie mir baldmöglichst die schon längst bestellten Trikotagen. Ich stehe seit drei Tagen ohne Hemd und Hosen im Laden Frau M. K."

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.